

Die Regierung des neu gegründeten Königreichs Serbo-Kroatien-Slowenien, wie Jugoslawien damals hieß, hatte beschlossen, die slowenische Minderheit in Kärnten, die seit dem Jahr 600 friedlich dort gehaust hatte, zu „befreien“. Nach monatelangen Kämpfen und Verhandlungen brachen jugoslawische Truppen am 28. Mai mit verstärkten Kräften in Kärnten ein, die bewaffneten Verbände der Kärntner mussten sich vor der Übermacht zurückziehen. Klagenfurt wurde von serbischen Truppen besetzt. Mein Mann war der Bürgerwehr beigetreten und hatte in der Nacht der Invasion das Munitionsdepot zu bewachen. Ich erwartete ihn gegen Mitternacht, da er um elf Uhr abends abgelöst werden sollte, aber es wurde ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr, ohne dass er heimgekehrt wäre. Ich konnte das bange Warten allein in unseren Zimmern nicht länger aushalten und ging hinunter in die Halle des Hotels: Dort war die ganze Nacht hindurch ein fortwährendes Kommen und Gehen, immer wieder erschien jemand mit neuen Schauernachrichten, die wildesten Gerüchte wurden verbreitet. Plötzlich krachte der Donner einer Explosion; ich war überzeugt, dass das Munitionsdepot in die Luft geflogen sei, dann erfuhren wir aber, dass unsere zurückflutenden Streitkräfte eine Brücke gesprengt hatten. Ununterbrochen knallten Schüsse – doch es waren nur die Unseren, die ihre Flinten abschossen. Es war bereits Tag geworden, als ich endlich in unsere leeren Zimmer zurückging – ich sah in den Spiegel und war erstaunt, dass mein Haar nicht weiß geworden war. Es schien mir fast vermessen, wie eine Herausforderung des Schicksals, als ich einen Imbiss aus Butterbrot und hartgesottenen Eiern vorbereitete – für seine Rückkehr, an die ich kaum mehr zu glauben wagte.

Es war sechs Uhr früh, als Alfons eintrat, müde und unrasiert, aber wohlbehalten. Wir kochten Tee, teilten die belegten Brote und legten uns zu Bett. Einige Stunden später weckte uns Pferdegetrappel: Wir eilten ans Fenster und sahen, wie ein serbisches Regiment durch die Burggasse galoppierte, auf kleinen, struppigen Pferden, deren Hufe Funken aus den Pflastersteinen schlugen.

Ich war nun glücklich wieder mit meinem Mann vereint, aber in furchtbarer Sorge um meine Mutter und ihr Heim, das jenseits der Demarkationslinie lag, über welche es keine Verbindungsmöglichkeit mehr gab. Wenige Tage später hörte ich zum ersten Mal seit 1914 wieder eine englische Stimme, die mich freundlich fragte: „Is there anything we can do for you?“ Der Sprecher war General Sir Harold Walker, der Anführer der britischen Abteilung der interalliierten Kommission, die zur Kontrolle der in Kärnten abzuhaltenden Volksabstimmung entsandt worden war. Das Land wurde anfänglich in zwei Zonen, A und B, geteilt, die von jugoslawischen und österreichischen Truppen besetzt gehalten wurden, bis eine interalliierte Offizierskommission, bestehend aus Engländern, Franzosen, Italiener und – Japanern! – als Kontrolle eingesetzt wurde.

Klagenfurt lag in der Zone A, Schloß Meiselberg, wo meine Mutter lebte, in der Zone B. Ich bat den General, sich mit ihr in Verbindung zu setzen, und am nächsten Tag ließ er uns mit seinem Wagen hinausfahren. Wir hatten uns in der Burg bei dem dort amtierenden serbischen Major einen Passierschein holen müssen – der serbische Wachtposten an der Glanbrücke betrachtete ihn,

salutierte, die britische Fahne wehte am Kühler, und wir fuhren unbehindert nach Norden. Zu Hause war alles in Ordnung, obgleich eine serbische Kompanie vierundzwanzig Stunden lang dort einquartiert gewesen war. Mama hatte keine Angst gehabt, aber sich recht ärgern müssen, weil die fremde Soldateska so lärmend gewesen war und einige Wäschestücke, die im Obstgarten zum Trocknen hingen, mitgenommen hatte.

Im Lauf der nächsten Monate freundeten wir uns mit den meisten Mitgliedern der britischen Kommission an. (Ich kann mich heute noch an die Namen der meisten von ihnen erinnern, obgleich ich seither hunderte von Namen vergessen habe. Da war Major Banbury und seine liebe blonde Frau, der lustige Major Eastburg, der junge Trowbridge, dessen Mutter Schriftstellerin war ... ) Auch mit den Italienern hatten wir herzliche Beziehungen; einer von ihnen, Rittmeister Alberto Pisa, hatte zwei prächtige Schimmel, die in Torre di Quinto trainiert worden waren, und mein Mann ritt fast täglich mit ihm aus. Nur mit den Franzosen hatten wir leider keinen Kontakt – denn sie wohnten in einem anderen Hotel und hielten es mit den Jugoslawen.

Zurückblickend erscheint mir jenes erste Jahr unserer Ehe wunderbar unbeschwert, wie ein fröhliches Manöver vor dem eigentlichen Lebenskampf. Wir campierten im Hotel Moser, wo unser kleiner Salon bald überging von Malkästen und Holzschnittinstrumenten, Büchern und Hundekörben. Die Schwester von Mamas Kammerfrau Elise, die gute Fanny, die nun zu uns gekommen war, tat ihr Äußerstes, all dies in Ordnung zu halten und putzte den unentbehrlichen Petroleumofen. Es war bitter kalt im Hotel, denn es gab keinen Koks für die Zentralheizung, aber die freundlichen Italiener lieferten uns Petroleum, und bald hatten sich unsere englischen und italienischen Freunde angewöhnt, die Abende mit uns an dieser Wärmequelle zu verbringen. Manche Klagenfurter, die der großdeutschen Partei angehörten, nahmen uns unseren freundschaftlichen Verkehr mit den früheren Feinden übel. Sie konnten nicht einsehen, dass wir auf diese Weise nicht nur der Sache des Völkerfriedens, sondern auch der Unabhängigkeit Kärntens weit bessere Dienste leisteten als die Fahnen schwingenden Reichsdeutschen, die nun scharenweise nach Kärnten kamen. In jenem Jahr, als Fluten antislawischer Propaganda sich dort ergossen, begann die böse Saat zu keimen, die Kärnten in späteren Jahren zu einer Brutstätte des Nationalsozialismus machen sollte ...

Aber mit wenigen Ausnahmen interessierten sich unsere wirklichen Freunde viel weniger für Politik als für Kunst und Literatur, denn sie waren Maler und Dichter, und die Gespräche, die sich oft bis in die frühen Morgenstunden hinzogen, drehten sich zumeist um musische Dinge. Der Winter ging vorbei, und mit dem Herannahen der schönen Jahreszeit wurde die Wohnungsfrage akut – denn unser Kind sollte Ende Mai geboren werden. Da wir damit rechneten, nach der Volksabstimmung dauernd nach München zu übersiedeln, versäumten wir die Gelegenheit, eines der reizenden Biedermeierhäuser, die damals auf den Markt kamen, zu erwerben. (An eines denke ich immer noch mit Wehmut – ein breites, einstöckiges Gebäude aus Stein, dessen Fassade im Frühling von den duftenden Blüentrauben einer alten Glyzinie bedeckt war.) Wir machten uns daran, eine vorläufige Unterkunft zu suchen, aber niemand schien Lust zu haben, Mieter mit einem neugeborenen Kind aufzunehmen ...

Im letzten Augenblick fanden wir doch noch eine ideale Wohnung, zwei

Stockwerke einer großen Villa in Pörschach am Wörthersee. Sie war gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts von einem Wiener Porzellanfabrikanten errichtet worden, die gekachelte Fassade war ein Schulbeispiel der Geschmacklosigkeit, aber die Aussicht von der gedeckten Veranda, welche die ganze Südfront einnahm, auf den See und die Karawanken war unbeschreiblich schön. Wir mieteten die Wohnung auf ein Jahr und möblierten sie mit den Dingen, die ich von meinem Vater geerbt hatte. Ich war angenehm überrascht, dass die mit rotem Brokat bezogenen Sessel seines Botschaftersalons und der große Perserteppich in dem breiten, dunkelgetäfelten Raum, der uns als Atelier und Wohnzimmer diente, ganz am Platze schienen.

Am 21. Mai, um elf Uhr abends, kam mein erstes Kind, ein Mädchen, im Klagenfurter Krankenhaus zur Welt. Es wurde im Taufkleid meines Urgroßvaters in die Anstaltskapelle getragen und erhielt in der Taufe die Namen Antonia Maria. Zehn Tage nach der Geburt unseres ersten Kindes fuhr uns ein englischer Offizier in seinem Wagen nach Pörschach. Unerwarteterweise sollten wir jahrelang dort bleiben. Die Volksabstimmung fand am 10. Oktober 1920 statt: 59% der Kärntner hatten für Österreich gestimmt. Die Grenzen wurden endlich wieder geöffnet, und theoretisch wäre es uns möglich gewesen, unseren Wohnort zu wechseln – aber bald mussten wir erfahren, dass wir in München keine Aufenthaltsbewilligung bekommen würden, da mein Mann dort als Ausländer galt. Ich wäre gerne nach Wien übersiedelt – aber was man über die Versorgung der Hauptstadt hörte, klang so bedenklich, dass meine Mutter den Plan, mit einem kleinen Kind dorthin zu gehen, als verbrecherischen Wahnsinn bezeichnete. So kam es, dass wir in der Villa am See, die wir für ein Jahr gemietet hatten, sechs Jahre lang geblieben sind.

In mancher Beziehung waren dies verlorene Jahre, insbesondere in Hinsicht auf die künstlerische Laufbahn meines Mannes. Nach und nach geriet er bei den Kunsthändlern und dem Publikum in Deutschland, wo er sich einen großen Namen geschaffen und hohe Preise für seine Bilder erzielt hatte, in Vergessenheit: Nun musste er im neu verarmten Österreich wieder von vorne anfangen.

Aber trotz alledem glaube ich, dass jene Jahre nicht vergeudet waren; ein gütiges Geschick hatte beschlossen, dass wir sie an einem der schönsten Flecken Europas im innigsten Kontakt mit der Natur verbringen sollten. Wir malten Landschaften und Tiere aus purer Lust am Malen, wir züchteten Hunde und Pferde, unser Kind wuchs in einer idealen Umgebung auf, wir genossen in vollen Zügen die physischen Freuden des Lebens. Im Sommer lebten wir im oder auf dem Wasser, lagen in der Sonne, badeten und ruderten, und manchmal, wenn es sehr heiß war, tauchten wir noch spät nachts in die Fluten und schwammen hinaus in den samt-schwarzen See. Selbst im Winter pflegten wir morgens in die Badehütte zu eilen, ins eisig-kalte Wasser zu springen, drei Schwimmtempi zu machen und uns daheim mit einem warmen Sitzbad zu erwärmen. Später, wenn der See zugefroren war und es Spiegeleis gab, liefen wir auf den niederen holländischen Schlittschuhen, die man Friesen nannte, hinüber zum anderen Ufer. Oder wenn das Eis mit Schnee bedeckt war, schnallten wir die Skier an, glitten über den See und bestiegen irgendeinen unbekanntem Hügel auf der Nordseite. Die Abfahrt war eine wohlverdiente Belohnung für den mühsamen, krebserartigen Aufstieg – sehr anders als der heutige Skisport, wo man ohne Anstrengung mit dem Skilift drei Talfahrten an

einem Nachmittag machen kann. Rodeln war ein anderes Wintervergnügen, und vor allem – wir waren in den zwanziger Jahren – die damals „modernen“ Tänze ... Onestep, Foxtrott, Tango, zur Winterszeit daheim oder in befreundeten Häusern, in der kurzen Sommersaison im Kasino oder in der Bar ...

Aber in mir war etwas, das weder synkopierte Tanzmusik noch Sport zur Ruhe bringen konnte, eine Glut, die weder Schnee noch Wasser löschte. Ich begann, mich gegen die Selbstzufriedenheit und die Oberflächlichkeit meiner Umwelt aufzulehnen, und plötzlich drängte es mich, ein symbolistisches Drama zu schreiben. Es war ein verbittertes, revolutionäres Stück, dessen Vorwurf eine historische Episode wurde – die Brandlegung des Städtchens Imst in Tirol durch die Bettler und Vagabunden, Nachzügler der Napoleonischen Kriege, welche die hartherzigen Stadtväter ausgewiesen hatten. Meine bürgerlichen Personen waren unbeschreiblich widerlich, mit Ausnahme der beiden einzigen Idealisten unter den Stadtbewohnern, einem kinderlosen jungen Ehepaar, das das neugeborene Kind eines Vagabunden adoptieren will, von den tratschsüchtigen Spießbürgern verleumdet wird – und natürlich in der Feuersbrunst ums Leben kommt. Eine unheimliche, geheimnisvolle Gestalt, der „Große Bettler“, der das Gesindel anführt und halb Seher, halb Revolutionär ist, sollte meine Überzeugungen verkünden.

Als ich unlängst diese Jugendarbeit wieder durchlas, konnte ich eigentlich nicht verstehen, warum das Klagenfurter Stadttheater sie zur Aufführung brachte. Vielleicht, weil das Problem ein universelles war und das Stück in der „modernen“, expressionistischen Art geschrieben war. Bühnenmäßig war es unmöglich, es würde höchstens ein gutes Libretto für einen Opernkomponisten abgeben. Die erste – und einzige – Aufführung von Die Bettler von Imst fand am 13. Juni 1921 statt, und ich habe damals den Wermutsbecher der Niederlage bis zur Neige geleert. Der Charakterschauspieler, der den Großen Bettler zu spielen hatte, hatte seine Rolle überhaupt nicht gelernt ... und dabei hatte ich den großen Monolog, den er am Ende des Stückes zu sprechen hatte, mit meinem Herzblut geschrieben! Keine einzige meiner Pointen, die nicht die Wirkung verfehlte – ja, selbst das Feuer zündete nicht, denn die Rauchmaschine war kaputt gegangen und der Regisseur ließ die panikartig fliehenden Bewohner sorgsam die Türen ihrer Häuser zuschließen. Als der Vorhang fiel, hatte ich das Gefühl, dass ich nicht nur einmal, sondern tausendmal die Bitternis des Sterbens auskosten hatte. Das Publikum klatschte höflich und pflichtbewusst, und alle sagten, dass sie keine Ahnung gehabt hätten, worum es sich eigentlich gehandelt hätte ...

Mein Vorstoß in das Rampenlicht war kurz und schmerzlich gewesen, und wieder konzentrierte sich unser Leben auf die Malerei. Mein Mann malte Tiere: Wir besaßen eine Zeit lang sieben junge Windhunde, den Wurf der silbergrauen Hündin, die wir im Meiselberger Hof gefunden hatten, als unsere Truppen aus Italien zurückfluteten, und ihre schönen, schlangenhaften Bewegungen wurden für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Anregung. Ich konnte beobachten, wie der barocke Geist seines Heimatlandes sich in der Komposition seiner postimpressionistischen Landschaften und Tierbilder immer mehr bemerkbar machte und ihnen eine eigene rhythmische Bewegtheit verlieh. Erst während der letzten Jahre unseres Aufenthalts in Kärnten begann er auch menschliche Bildnisse zu malen: Ich war sein erstes Versuchskaninchen, und

es bleibt mir unvergesslich, wie ich acht Stunden ohne Unterbrechung für das erste Porträt, das er von mir malte, Modell saß.

Ich selbst war damals unter dem Einfluss des Expressionismus – in der Zeichnung war ich noch recht schwach, doch versuchte ich diese Schwäche durch die Leuchtkraft und den dicken Auftrag der Farbe wettzumachen (womit ich unter den jungen Künstlern keineswegs allein stand!) Wenn ich heute die wenigen Arbeiten, die ich noch aus jener Zeit besitze, ansehe, muss ich mir sagen, dass ich möglicherweise etwas erreicht hätte, wenn ich nicht in den schweren Jahren nach der Inflation gezwungen gewesen wäre, mein Hauptaugenmerk auf die Verkäuflichkeit der Bilder zu richten ...

Damals in Kärnten waren wir mit mehreren hoch begabten modernen Malern befreundet, denen wir ungeheuer viel Anregung verdankten. Am häufigsten waren wir mit Herbert Böckl zusammen, der heute – trotz heftiger Opposition – als der führende Maler Österreichs anerkannt wird und Professor an der Wiener Akademie ist. Seine Entwicklung führte von Cézanne über Picasso, und im Laufe der Jahre hat sein Stil viele grundlegende Wandlungen durchgemacht, aber die ungeheuer Vitalität seiner Kunst ist unvermindert geblieben. Seiner Dynamik und seiner Verachtung für jede Art des Klischees, sei es akademisch oder kommerziell, verdanke ich sehr viel. Ein anderer unserer Jugendfreunde war Anton Kolig, der ein sehr großer Meister der Form und auch der Farbe war. Der barocke Überschwang, der in Kärnten irgendwie in der Luft liegt, ist in seinen an Michelangelo gemahnenden männlichen Akten und in seinen satten, leuchtenden Farbharmonien zu fühlen. Dabei war Kolig ein gebürtiger Mährer, der sich mit der Schwester des Malers Franz Wiegele aus Nötsch im Gailtal verheiratet hatte und sich dort niederließ. Das Haus, das die beiden Schwager in Nötsch bewohnten, wurde 1944 von einer Fliegerbombe getroffen: Wiegele wurde sofort getötet und Kolig sollte sich niemals von dem Schock erholen; er starb viel zu früh, als Schwerkranker. Der einzige unserer Malerfreunde, der noch in Kärnten lebt, ist Arnold Clementschitsch, der damals aufregende impressionistische Bilder malte und seltsame surrealistische Gedichte machte, die er abends bei einer Flasche Wein in seiner merkwürdig träumerischen Art vorzutragen pflegte ...

Durch den Sekretär des Kärntner Kunstvereins, Dr. Emil Lorenz, selbst Dichter und Essayist, entstand damals ein reger Gedankenaustausch zwischen Malern und Schriftstellern, und unser Kreis umfasste auch Johannes Lindner, Josef Friedrich Perkonig und Alexander Lernet-Holenia. Heute lebt der letztere in Wien und in St. Wolfgang, und jedermann kennt seine satirischen Romane und seine Komödien – damals aber war er ein ganz junger Dichter, dessen symbolistische Lyrik zu tief war, um von jenen Gesellschaftskreisen, in welchen er gern verkehrte, verstanden zu werden, obgleich sie von Rainer Maria Rilke, dem er das Manuskript seines ersten Gedichtbandes geschickt hatte, mit Begeisterung aufgenommen wurde.